

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00147-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

André Kubiczek, 1969 geboren, lebt in Berlin. 2002 erschien sein hochgelobter Roman «Junge Talente», 2003 «Die Guten und die Bösen». Es folgten «Oben leuchten die Sterne», «Kopf unter Wasser» und «Der Genosse, die Prinzessin und ihr lieber Herr Sohn». 2007 wurde André Kubiczek mit dem Candide-Preis ausgezeichnet. Zuletzt erschienen «Das fabelhafte Jahr der Anarchie» und «Skizze eines Sommers», das auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises stand.

«André Kubiczek ist ein begnadeter Sprachjongleur.» (FAZ)

«Dem <fabelhaften Jahr der Anarchie> setzt André Kubiczek ein so köstliches wie melancholisches Denkmal. Kubiczek ist ein Meister des Dialogs, der schnodderige Esprit seiner halben Helden wunderschön.» (Süddeutsche Zeitung)

«Kubiczek verfügt über Humor, Ironiefähigkeit und ein großes Gespür für Dialoge. Die weltgeschichtliche Erschütterung packt er bewusst in ein großes Federkissen.» (Der Tagesspiegel)

«Es bleibt der Seele und der Moral etwas zum Knabbern an diesem Buch.» (Berliner Zeitung)

«Dieses Buch ist absolut authentisch. Es gibt keinen moralisierenden Zeigefinger, keine Antwort auf die Frage, wie das richtige Leben auszusehen hat.» (Märkische Allgemeine)

André Kubiczek

Das fabelhafte Jahr der Anarchie

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, November 2019
Copyright © 2014 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Covergestaltung any.way, Hamburg,
nach einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München
Coverabbildung plainpicture/Christian Plochacki
Satz aus der Haarlemmer
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-00147-5

Inhalt

Motto

Null

But you won't fool the children of the revolution
No you won't fool the children of the revolution
No you won't fool the children of the revolution
No you won't fool the children of the revolution
No way

T. Rex

Null

«Es war im Februar 88, als wir mit unserer Kompanie in die Braunkohle gefahren sind, vor etwas mehr als zwei Jahren.

Vielleicht kannst du dich erinnern: Im Juli 87 hatte es diese große Amnestie gegeben, die Todesstrafe war offiziell abgeschafft worden und alles. Zwanzigtausend Mann hatten sie aus den Gefängnissen entlassen. Und im Februar, oh Wunder, waren dann plötzlich nicht mehr genug Arbeitskräfte vorhanden. So kam es, dass ausgerechnet wir Dachse die Drecksarbeit der freigekommenen Sträflinge erledigen mussten.

Wir waren in der Dübener Heide stationiert, Unteroffiziersschule, was ein paar Stunden Fahrt auf der Pritsche von 'nem W50 bedeutete. Du kennst das selber aus deiner Zeit: Der Wind pfeift, und durch die Ritzen zieht's wie Hechtsuppe. Die Plane knattert, und man wird fast taub, um erst gar nicht von der Kälte anzufangen, die im Februar nun mal so herrscht.

Hundert Kilometer, immer Richtung Osten, und unser Ziel hieß –», an dieser Stelle machte Arnd eine kurze, dramatische Pause, «Schwarze Pumpe. Da befand sich das Quartier. Unsere Kompanie war also in die Produktion abkommandiert worden: einen ganzen Monat lang Einsatz in der Braunkohle, statt sinnlos in der Kaserne rumzuhängen. Die meisten von uns hat es gefreut.

Wir waren in einer kleinen Barackensiedlung untergebracht, die früher vielleicht mal ein Ferienlager gewesen war, als es da noch Wiesen gegeben hatte, Felder, Wald, was weiß ich, Natur eben. Achtmannzimmer, die Wände aus Sperrholz, abgelatschtes Linoleum auf dem Boden. In jedem Barackenflur ein Feuerlöscher, ein Feldtelefon und neben der Barackentür eine Sirene mit Handkurbel. Nur damit du dir das vorstellen kannst. An den Decken hingen die

gleichen Neonlampen, wie sie überall hängen, wie bei uns auf der Penne damals oder in der Poliklinik oder im VPKA.»

«Mit dieser Lamellenverkleidung aus Aluminium.»

«Genau, die, die so laut surren und flackern, wenn der Zünder nicht richtig funktioniert.

Frühstück und Abendbrot gab's im Erdgeschoss eines ehemaligen Gutshauses, ein freistehendes Gebäude, zehn Fußminuten von den Baracken entfernt, mit einer breiten Eingangstreppe, bröckelndem Steingeländer und so weiter. Verfallende Noblesse, aber extrem. Das Erdgeschoss war entkernt worden, und statt Wänden trugen rostrote Stahlsäulen die morsche Decke, aus der schon überall die Strohdämmung herausquoll. Und dadrunter standen dann tatsächlich die Kantinentische, als wäre das völlig normal. Salz und Pfefferstreuer drauf und ein Senftöpfchen, schön bunt und aus Plaste. Menagerie oder wie das heißt.

Aber am seltsamsten war der Garten auf der Rückseite des Gutshauses: verstümmelte Hecken, ausgefranzte Baumstümpfe, aufgeworfene Wurzeln, als ob da eine Bombe eingeschlagen wäre. Wenn man da nach dem Abendbrot eine Zigarette geraucht hat, konnte man in der Ferne die verschwimmenden Lichter des Tagebaus sehen, und man hörte das leise Dröhnen der Maschinen. Das war unglaublich. Und soll ich dir sagen, warum? – Weil es ziemlich schön war, trotz der Mondlandschaft.»

«Alter Romantiker!»

«Ich weiß nicht, was da bei mir ausgehakt ist, wenn ich diese Lichter gesehen hab.

Die Tagebaukantine war so ein moderner Zweckbau, eigentlich wie 'ne große Kaufhalle. Das war der zentrale Treffpunkt, ein warmer Platz inmitten der totalen Ödnis. Da gab's das zweite Frühstück und das Mittagessen. Abends haben wir dort auf den W50 gewartet, der uns zu den Baracken zurückbrachte.

Ich hab gefroren wie ein Schneider auf der Rückbank des Geländewagens, der mich noch im Dunkeln früh zu meiner Arbeit gebracht hat. Die Schapka ins Gesicht gezogen, Ohrenklappen verschnürt, Schal bis unter die Nase. Nichts half. Die Piste war um diese Zeit noch gefroren, und sie zog sich in Serpentina von Normalhöhe bis runter auf den Grund des Tagebaus, wo das Wasser stand.

Am ersten Tag kam mir die Fahrt vor wie eine Expedition. Diese ganze verheerte Landschaft, ohne Pflanzen und von jedem Leben befreit. Dazu die Maschinen, die Schaufelradbagger, die im Morgennebel wirkten wie Urzeittiere. Alles war irgendwie überdimensioniert, die Förderbänder, die Ausleger, die Stahltrossen, die Verstrebungen. Und die Dumper natürlich mit ihren mannshohen Reifen: Radspuren wie gemeißelt. Die haben die gefrorenen Versorgungspisten im Lauf des Tages zu Schlamm gefahren, sodass immer wieder Planiertraupen ausrücken mussten, um den Boden zu verdichten.

Schon das blanke Ausmaß der Technik ließ die Arbeiter wie Ameisen wirken.»

«Mensch, du schwärmst ja fast ein bisschen.»

«Schwärmen ist nicht unbedingt das richtige Wort», sagte Arnd. «Ich war damals wirklich beeindruckt. Allerdings nur zwei Tage lang, dann hatte ich mich an die Dimensionen gewöhnt. An diese *Un*-Landschaft, an die Maschinen und an meine Arbeit auf einem dieser Monster.»

«Sobald man weiß, was die Aufgabe einer Maschine ist, verliert sie ihr Geheimnis, oder?»

«Kann sein», sagte Arnd. «Die Gleisrückmaschine, musst du dir vorstellen, war wie eine Mischung aus Amphibienfahrzeug und Diesellok. Sie besaß gleichzeitig Eisenbahnräder und das Kettenfahrwerk eines Panzers. Ihre einzige Aufgabe war es, das Gleis, auf dem sich die Förderbrücke seitwärtsbewegte, nach vorne zu verschieben. In Richtung der leergezogenen Dörfer, der abgetragenen Häuser und

untergepflügten Friedhöfe. Bei jeder Durchfahrt verrückte sie die Schienen um einen halben Meter.

Wenn wir auf die Brücke trafen, die ja im selben Gleis unterwegs war, wechselte der Meister aufs Kettenfahrwerk und manövrierte unser Fahrzeug aus den Schienen. Wir ließen das Monstrum passieren und begaben uns anschließend krachend und im Schneckentempo in die Spur zurück.

Eigentlich hatte ich nicht viel zu tun. Der Führerstand war beheizt, ich rauchte Zigaretten, der Meister erzählte Geschichten aus seinem Leben und spendierte mir Kaffee aus der Thermoskanne. Manchmal musste ich raus, um Steine oder größere Erdbrocken von der Strecke zu räumen, ansonsten fuhren wir den lieben langen Tag in einem großen Bogen vor und zurück, vor und zurück und das immer wieder.

Am dritten Tag habe ich mir ein Buch eingesteckt gegen die Langeweile. Dem Meister war's recht.»

«Lässig.»

«Aber das Beste war, wenn du in die Kantine gekommen bist nach der Schicht. Müde und noch durchgefroren von der Fahrt im Jeep. Die belegten Brötchen, die es dort gab, dieser komische rote, salzige Lachs mit Eierscheiben. Leberkäse und Hackepeter mit Zwiebeln. Saure Gurken. Oder einfach 'ne Bockwurst und eine Tasse Kaffee dazu.

Jeden Tag haben wir uns zwei Flaschen Cola gekauft, das war wie ein Ritual, und die Cola haben wir dann abends in der Baracke aufgefüllt mit Wodka aus der Kantine. Der durfte zwar nur an die zivilen Arbeiter verkauft werden, aber den Kassiererinnen war's egal. Die hatten selber alle Männer, die bei der Asche gewesen waren. Die wussten ganz genau, was man da brauchte.

Wir blieben bis zum Frühlingsanfang in Schwarze Pumpe. Im toten Garten hinter dem ehemaligen Gutshaus sprossen schon Krokusse und Maiglöckchen zwischen den Trümmern, als wir wieder abfuhren.»

«Klingt poetisch.»

«Du hättest die Kompanie nach dieser Zeit mal sehen sollen: die ganzen Abiturienten, diese Hemden und Weichlinge, hatten plötzlich Muskeln bekommen und raue, gebräunte Gesichter, vom Wind, von der Kälte und von der Sonne.

Und außerdem: So gut wie jeder von denen konnte jetzt ein Wasserglas voll Schnaps auf ex trinken.»

«Dann hat euch der Einsatz in der Produktion ja zu richtigen Männern gemacht», sagte ich, bemüht, keinerlei Ironie durchklingen zu lassen, wie so oft, wenn ich mich mit Arnd unterhielt und unser anfängliches Gespräch drohte, in einem seiner Monologe aufzugehen. Eine Art zu sprechen, wie ich fand, die einem Einundzwanzigjährigen wie ihm noch nicht zustand. Natürlich las er viel, Klassiker und auch die literarische Moderne, alles, was man eben bekommen konnte, aber das war noch lange kein Grund, zu reden fast wie gedruckt.

Arnd horchte dennoch auf: «Warum noch mal hab ich dir das alles erzählt?»

«Um mich zu warnen», sagte ich.

«Ach ja, genau: Denn zwanzig Kilometer von Schwarze Pumpe entfernt liegt Neu Buckow. Und genau dazwischen: Welzow-Süd, der Tagebau, wo wir damals waren. Du kannst dir vorstellen, wie es in dieser Gegend aussieht. Und eines ist sicher: Die sind noch lange nicht fertig mit ihrer scheiß Braunkohle, auch wenn man neuerdings dauernd was anderes hört, von wegen Umweltschutz und die ganze Sülze.»

Statt uns beim Packen zu beeilen, saßen wir jetzt schon eine ganze Weile vor dem fünfstöckigen Neubaublock, in dem Arnd und seine Schwester aufgewachsen waren, in einem kleinen Wohngebiet am östlichen Rand von Potsdam, jeder eine Flasche Limonade neben sich auf dem kühlen Bordstein und eine Schachtel Zigaretten. Es war wenig los auf der Straße, denn es war kurz nach zwölf am Sonntag.

Sonntag, um genau zu sein, der 1. April. Kein Scherz. Vor genau zwei Wochen hatten wir mit Anlauf die Wahlen verloren. Das heißt: Arnd, ich und unsere Freunde aus dem Café Heider hatten sie verloren. Und die Besetzer der barocken Hausruinen aus der Dortu- und der Gutenbergstraße im Zentrum. Und alle Leute aus dem sogenannten Haus der Demokratie in der Innenstadt.

Die Mauern und Wände waren noch mit den Wahlkampfplakaten der eben verlorenen Schlacht beklebt, auf jedem freien Meter: abgerissene Plakate, überklebt mit anderen, wieder abgerissen und wieder überklebt, ein Palimpsest aus rasend schnell nutzlos gewordenen Parolen.

Erst im Februar war Arnd aus der Armee entlassen worden. In einem baufälligen Gründerzeithaus an einer stillen Sackgasse nahe den Parkanlagen von Sanssouci hatte er sofort eine Zweizimmerwohnung im Hochparterre besetzt und mich gefragt, ob ich nicht mit ihm zusammenwohnen wolle. Eigentlich wollte ich nicht. Ich hatte selbst eine winzige Wohnung im Prenzlauer Berg, in Berlin, wo ich seit einem Jahr studierte, um irgendwann einmal Lehrer zu werden für Deutsch und Geschichte. Aber was hieß schon *irgendwann*? Die Zukunft und ihre Pläne waren in diesen Tagen weiter entfernt als das Pleistozän. Zum ersten Mal war die Gegenwart wichtiger.

Nur wegen der Semesterferien war ich überhaupt nach Potsdam zurückgekommen, in die Stadt meiner Kindheit und Jugend. In diesem Winter nämlich hatte die FDJ erstmals keine Ferien-Arbeitseinsätze für die Studenten organisiert, in der Produktion oder in der Landwirtschaft, und so fehlte mir nun fast ein wenig das, worum ich mich früher immer zu drücken versucht hatte. Ich verfügte über mehr freie Zeit, als ich gebrauchen konnte, und um nicht weiter auf der Klappcouch meiner Eltern zu kampieren, deren Wohnung sich im selben Neubaugebiet befand, gab ich

Arnds Drängen nach, eines der Zimmer seiner besetzten Wohnung am Park zu beziehen.

Vor den Fenstern dort standen die schwarzen Gerippe der winterlichen Kastanien, als ich meinen Jägerrucksack mit nicht viel mehr darin als Waschzeug, ein paar Büchern und Wechselklamotten auf der Matratze abwarf, die Arnd für mich vom Sperrmüll besorgt hatte. Die Matratze sah aus wie neu. Sie stammte aus volkseigener Produktion, was ihr wohl zum Verhängnis geworden war, genau wie dem Toaster und der Kaffeemaschine, die wenig später auf die gleiche Weise in unseren provisorischen Haushalt wanderten.

Arnd hatte viel Zeit. Erst im Oktober stand an der Humboldt-Universität jener Studienplatz bereit, wegen dem er drei Jahre Wehrdienst auf sich genommen hatte. Zweieinhalb davon hatte er abgerissen. Trotzdem hatte er nicht vor, das Philosophiestudium anzutreten, für das er eine Zulassung besaß. Stattdessen wollte er sich an verschiedenen Schauspielschulen bewerben, in Leipzig, in Berlin-Weißensee und in Babelsberg, nur ein paar O-Bus-Stationen von der elterlichen Wohnung entfernt.

Bis es so weit war, gab es eigentlich keinen Grund für Arnd, arbeiten zu gehen. Sein Konto musste gut gefüllt sein mit dem Unteroffizierssold aus zweieinhalb Jahren. So war es wenigstens bei mir gewesen. Doch weil seine Eltern darauf bestanden hatten, dass es keine Beschäftigungslücke in seinem Lebenslauf geben dürfe, besorgte er sich Mitte Februar dennoch eine Halbtagsstelle als Zusteller bei der Post. Natürlich nicht weil er um seine künftige Rente fürchtete, wie die Eltern das an seiner Stelle taten, sondern um des Familienfriedens willen. Der war fragil genug, seit die sogenannte Wende die Anstellungen seiner Eltern hatten unsicher werden lassen. Diese Nervosität – oder war es schon Angst – teilten sie im Übrigen mit meinen Eltern, die an derselben staatstragenden Akademie arbeiteten. Arnd und ich waren deshalb in den frühen achtziger Jahren zwei-

mal gemeinsam im Betriebsferienlager gewesen, ohne dabei größere Notiz voneinander genommen zu haben.

Die Schrottkolonnen aus Westautos der späten siebziger und frühen achtziger Jahre dröhnten durch unsere Stadt, in Senfgelb, in Orange und in der Farbe von Brokkoliremesuppe. Zwischen den Alleeebäumen funkelten blaumetallisch und silbern die Wimpelketten der Gebrauchtwagenhändler, die sich in den Brachen der Stadt eingenistet hatten, und Arnd und ich wohnten seit kurzem also zusammen in der Nähe von Sanssouci. Wir ließen einen Monat lang, von Mitte Februar bis Mitte März, in einer Weise die Zeit verstreichen, als wären wir Touristen. Daran änderte selbst Arnds Postbotendasein am Vormittag nichts. Nach Jahren der Apathie, nach einer EOS-Zeit in Beton, hatte unsere Heimatstadt zum ersten Mal wieder so etwas wie einen Pulsschlag. Außerdem stand der Frühling vor der Tür: gute Voraussetzungen für einen freundlichen Ausnahmezustand. Wir ließen uns, ohne zu zögern, in ihn fallen, denn wir ahnten, dass er nicht für immer dauern würde. Wir sahen ja täglich die dreisten Einflüsterer von außen und ihre Lakaien im Inneren des Landes. Wir sahen ja die Geschmeidigkeit, mit der die Opportunisten an die Spitze der sogenannten Opposition krochen und sie so zuerst entwerteten, um sie später zu vernichten. Aber wir hofften trotzdem, dass es noch nicht zu spät sei, die Dinge ins Gute zu wenden: dem Fortschritt zu. Wir glaubten immer noch an ein Glück für alle. Oder wenigstens: an ein angenehmes Leben für so viele wie möglich. Wir suchten uns dafür andere Worte, aber ich denke, wir meinten – in etwa – genau das.

Doch statt sich um die Gegenwart zu kümmern, ließen die Menschen sich von Sondersendungen des rebellisch gewordenen Staatsfernsehens einlullen. Stundenlang liefen Reportagen, in denen die Interieurs der Politbüro-Bungalows in Wandlitz abgefilmt wurden: Vorratsregale mit Obstkonserven, überdachte Planschbecken, die man empört zu

Schwimmballen großredete, vergoldete Badezimmerarmaturen, die als Gipfel der Dekadenz galten und nicht etwa als Ausdruck eines armseligen Geschmacks.

Am frühen Nachmittag gegen eins, halb zwei, nachdem Arnd Briefe und Zeitungen zugestellt hatte, trafen wir uns mit den Freunden im Café Heider, wo wir schon als Abiturienten täglich gesessen hatten. Der Kaffee-und-Kuchen-Atmosphäre des Lokals hatte der Umbruch bisher nichts anhaben können. Hier gab es weiterhin Spitzendecken und Blümchentapete. Wir tranken Martinis und Weißwein und rauchten Zigaretten, während eine Rentner-Combo im Frack leise Schlagermelodien intonierte. Der Besen des Schlagzeugers wischte stets nur leicht über die Snare-Drum, ein sanft knirschender Rhythmus, der bis kurz vor sechs unter unseren Gesprächen lag. Dann zogen wir weiter ins ehemalige Untersuchungsgefängnis der Staatsicherheit, das seit kurzem Haus der Demokratie hieß. Dort unterm Dach hatte ein neues Café aufgemacht, wo bei Flaschenbier und Wein aus dem Karton die jungen Punks mit den alten Hippies beisammensaßen und über den wahren Kommunismus diskutierten, über die Graswurzelrevolution und die Möglichkeit einer neuen deutschen Räterepublik. Zwischen den Tischen schwankten die ersten heimischen Kiffer, soeben von einem Holland-Trip zurückgekehrt, und teilten grinsend ihre Joints mit den diskutierenden Gästen.

Fast mechanisch bestellten Arnd und ich ein Glas Wein nach dem anderen, unsere Körper wurden im Laufe der Nacht so schwer, wie es unsere Zungen schon eine geraume Weile waren, und erst wenn das frühe Morgenlicht durch die Fenster hereinbrach, wechselten wir zum schwarzen Kaffee, um wenig später ins schneidende Licht des Tagesanbruchs hinauszutreten.

Blinzelnd gingen wir durch die stillen Straßen der zweiten barocken Stadterweiterung, Arnd zur Arbeit, ich nach Hause in unsere Wohnung.

Der Wahltermin kam rasend schnell näher, und immer finsterer wurden die Prognosen, was das Glück für alle betraf. Die Fußgängerzone unserer Heimatstadt war mittlerweile zu einem abstrusen Markt der Schwarzhändler gekommen. Die Polizei sah weg, und im Grunde lebten wir in einem anarchistischen Interregnum. Weder die Regierung noch eines ihrer ausführenden Organe verfügte mehr über irgendeine Art von Autorität. Wir waren frei für den Moment, und auch deshalb konnten sich Anfang März vor den Ladengeschäften unserer Fußgängerzone die Tapezierische der fliegenden Verkäufer aus dem Westen aneinanderreihen. Sie waren bestückt mit dem größtmöglichen Plunder aus den Billigwaren-Depots der BRD: Gerümpel, bunter Schrott, blinkender, funkelnder Unsinn aus Plastik und Blech. In der schnurgeraden preußischen Straße, die vom Brandenburger Tor bis zur Pforte der St.-Peter-und-Paul-Kirche führte, breitete sich dieser Basar der Absonderlichkeiten aus wie eine hochinfektiöse Krankheit. Nur die Pornomagazine, deren Titelblätter sich den unvorbereiteten Passanten schamlos und am laufenden Meter darboten, besaßen dabei vielleicht so etwas wie einen funktionalen Sinn.

In Sicht- und Rufweite zu den Marktständen, ebenfalls auf Tapeziertischen, stapelten sich die Flugblätter der neuen Politaktivisten. Sie riefen zur direkten Demokratie auf oder forderten Denkmalschutz oder Pazifismus. Es wurde nach keinen Experimenten verlangt und dem einigen Vaterland, während man sich gegenüber für Freibier einsetzte statt für Sozialismus. Die letzte Phase des Wahlkampfes hatte begonnen.

Auch Arnd, ich und ein paar Freunde bauten einen kleinen Stand am westlichen Ende der Fußgängerzone auf, in

Sichtweite eines Cafés, in das wir uns abwechselnd für eine Stunde absetzten. Wir hatten ein schwarz-rotes Tuch über die Tischplatte gebreitet, auf dem in schiefen, mit Steinen beschwerten Stapeln bedruckte Zettel bereitlagen. Unsere Flugblätter sahen noch hässlicher aus als die der Konkurrenz. Lediglich das Logo der basisdemokratischen Vereinigung, der Arnd und ich beigetreten waren, um das besagte machtfreie Interregnum bis in alle Ewigkeiten zu verlängern, stach aus dem typographischen Brei heraus: ein Kreis, der ein großes V umschloss sowie ein etwas kleineres L und einen fünfzackigen Stern.

Auf unserem aufwändigsten Wahlplakat, einem zweifarbigem Offsetdruck, stand: *Der Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann*, ein Zitat des französischen Dadaisten Francis Picabia. Ich hatte meine Zweifel, ob damit etwas zu gewinnen wäre, aber Arnd gefiel der Spruch. Kunst und Politik, Poesie und Parolen, das sei es doch, worum es im Leben gehe, behauptete er.

Unsere Flugblätter handelten von Arbeiterräten und syndikalistischen Gewerkschaften, sie ließen Bakunin hochleben und Leo Trotzki. Wenn die Dämmerung einsetzte, packten wir unsere Revolutionsbude zusammen und verstaute sie im Parteibüro, das im Erdgeschoss des Hauses der Demokratie lag. Dann gingen wir hoch ins Café, wo wir abermals bis zum Morgen blieben.

Manchmal zogen wir jetzt nachts durch die Straßen, ausgestattet mit Tapetenkleister, mit Bürsten und Plakatrollen, um die Parolen der anderen Parteien mit den eigenen zu überkleben. Wir waren jung, und wir sahen gefährlich aus. Wir trugen schwarze Lederjacken und martialische Arbeitsschuhe. Die älteren Herren von der Allianz für Deutschland ergriffen sofort die Flucht, wenn sie uns von weitem kommen sahen. Wir riefen ihnen Textzeilen aus Slim-Songs hinterher, bevor wir deren noch kleisterfeuchte

Plakate wieder abreißen, zu unförmigen Ballen knüllten und in den Rinnstein kickten.

Den jugendlichen Schnöseln vom Bund Freier Demokraten drohten wir Prügel an, als sie versuchten, über unser mangelndes Verständnis von Demokratie zu diskutieren: Wir lachten darüber, denn es war klar, dass die hohlen Worte nur von ihrer Angst ablenken sollten und ihrem feigen Abgang eine gewisse Würde verschaffen. Denn: Wir trugen Lederjacken, wie gesagt, und sie blaue Marine-Jackets mit goldenen Knöpfen.

Die Pazifisten, die Umweltschützer und die Feministinnen ließen wir in Ruhe, wenn wir sie nachts auf der Klebtour trafen. Es waren ehemalige Klassenkameraden oder die jüngeren Geschwister unserer Freunde.

Dann kam der 18. März, Tag der ersten freien Volkskammer-Wahlen. Wir bekamen ein ganzes Prozent der Stimmen. Eines!

Die Feier danach geriet zum großen Besäufnis, Anarchisten, Umweltschützer, Pazifisten: Alle gaben sich die Kante, denn jeder wusste, dass es keine zweite Chance geben würde für eine bessere Welt oder für eine weniger schlechte.

Mit schwerem Kopf beschloss ich am nächsten Morgen, die Politik sein zu lassen. Es kam mir seltsam vor, dass ich gestern noch eine Räterepublik für möglich gehalten hatte.

Als ich Arnd am Dienstag nach der Wahl mitteilte, dass ich die Wohnung verlassen würde, um das Angebot seiner Schwester anzunehmen, nannte er mich einen kleinbürgerlichen Eskapisten. Ich versuchte, die Beleidigung wegzulachen, aber sie traf mich trotzdem.

Seither vermieden wir es, über Politik zu sprechen. Seither war ich nie wieder im Haus der Demokratie gewesen.

«Ey, ihr Faulpelze, bloß keine Müdigkeit vorschützen!»

Fast synchron wendeten Arnd und ich uns dem Neublock zu.

«Ich hab's genau gesehn: Ihr sitzt schon 'ne halbe Stunde da unten rum, ohne was zu tun, außer zu rauchen. – Mensch, Arnd, wenn du schon selber nix machst, dann halt nicht noch Andreas von der Arbeit ab. Du mit deinen ewigen Geschichten. Die Kartons hüpfen nicht von selbst auf den LKW.»

«Das ist kein LKW, das ist ein Ello», schrie Arnd grinsend zurück, und er zeigte auf den olivgrünen ausrangierten NVA-Laster vom Typ Robur LO, der mit heruntergelassener Ladeklappe auf dem Parkplatz vor der Wäschetrockenwiese stand. Arnd hatte bei der Armee auch gelernt, dass das LO für luftgekühlter Ottomotor stehe, und es uns erzählt, ohne dass wir es wissen wollten.

«Mir schnuppe, wie die Dinger heißen. Hopp, hopp, ihr Hasen!»

«Ay, ay, Captain!» Arnd schoss in die Höhe wie ein Springteufel und schnippte in hohem Bogen die Zigarettenkippe von sich. Dann schlug er die Hacken zusammen und salutierte.

«Blödmann!» Es war Ulrike, Arnds drei Jahre ältere Schwester, die ihren Kopf aus dem Fenster in der zweiten Etage gesteckt hatte und jetzt trotz der mahnenden Worte zu uns herunterlachte. Wie anstelle der Sonne, die sich an diesem bedeutenden Tag nicht zeigen mochte, dachte ich, und zwar ohne mich dafür zu schämen, und der Grund dafür lautete: Ich war verliebt.

Nur wegen Ulrike saß ich überhaupt hier mit dem redseligen Arnd auf dem Bordstein und machte eine Zigarettenpause vom Kistenschleppen.

Schon bei unserer ersten Verabredung war Ulrike auf den Hof in der Lausitz zu sprechen gekommen, den sie und ihr Bruder vom verstorbenen Opa geerbt hatten, dem Vater ih-

res Vaters. Häufig hatte sie sich ausgemalt, wie es wäre, dort zu leben, nahe der Natur, mit Tieren im Stall, die versorgt werden mussten.

«Ich würd ja so gerne!», hatte sie anfangs immer gesagt, aber im Laufe des März diesen Wunsch um einen Halbsatz ergänzt: «Aber nur wenn du mitkommst.»

«Nach der Wahl vielleicht», wiegelte ich dann meist ab, «vorher kann ich das nicht entscheiden. Vielleicht werde wir ja gebraucht von unseren Leuten.»

«Keiner will euch», sagte sie am Tag nach der Wahl, «also braucht auch dich keiner. Wie sieht's also aus mit dem Landleben, mein Freund?»

«Na gut, zur Probe», sagte ich, und war mit einem Mal wie beglückt gewesen von dieser bequemen Möglichkeit, die Stadt zu verlassen, auch wenn ich es Ulrike gegenüber so nicht zugegeben hätte. Vielleicht sprach daraus schon die Angst, dass Potsdam schnell in die alte Lethargie zurückfallen könnte, zehrend allein von seinen Schloss- und Wasserkulissen, von dem zweifelhaften Ruhm als preußische Garnisonsstadt. Dann wäre es einmal mehr nichts weiter als ein Paradies für reaktionäre Touristen.

Bücherkisten hauptsächlich hatten wir bisher auf die Lade-
fläche des Ello gewuchtet, dazu ein bisschen Hausrat. In
Zeitungspapier gewickelten Nippes, Steppdecken, Feder-
kissen, zwei Matratzen. Das Übliche eben. Ein wenig Bett-
wäsche, Handtücher, Reinigungsutensilien und ein paar
Grünpflanzen, der Gemütlichkeit wegen. Es war die Basis-
ausstattung für den eigenen Hausstand.

Nur wegen Ulrike also schleppte ich seit einer Stunde
Kartons den Neubauaufgang hinunter. Ulrike, mit der ich
kaum noch Zeit verbracht hatte in den letzten Wochen, weil
es mir wichtiger gewesen war, dadaistische Plakate in die
Stadt zu kleben.

Was für eine Zeitverschwendung, dachte ich und schnippte meine Zigarettenkippe der von Arnd hinterher, und dann dachte ich noch: Ulrike, jetzt hauen wir ab!

Macht's gut, ihr Trottel!

[...]